



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Streicher, Oskar: Deutsche Kinderlieder und Kinderspiele : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Deutsche Kinderlieder und Kinderspiele

(Schluß)



avor wir so vom Jammer des Dreißigjährigen Krieges weiter zur Reformationzeit gehn, sei noch etwas Lustigeres erwähnt. Die ersten Versuche mit der Luftschiffahrt machte in Deutschland ein Franzose, und im ganzen Reiche wurde es in Wort und Bild verbreitet, wie der kühne Reisende in Gesellschaft einer jungen Dame aufgestiegen sei. Noch heute singen die Kinder davon:<sup>1)</sup>

Robinson, Robinson  
fliegt in einem Luftballon  
in die Höh, in die Höh  
mit (zu) der Junfer Salome,

und wissen sogar:

als er wieder herunter kam,  
hatt' er weiße Hosen an.

Thatsächlich hat der Mann freilich, wie ich glaube, Blanchard geheißen.

Mit seinem richtigen Namen erscheint dagegen der große Reformator in der Kinderdichtung, nicht freundlich beleuchtet, in dem, was ich im Sinne habe, sondern feindselig, also gewiß von gegnerischer Seite; doch in verschiedner Weise. Die beiden ersten der drei Verschen, die ich nennen will, suchen ihn nur lächerlich zu machen:<sup>2)</sup>

Doktor Martin Luther  
Hat Hosen ohne Futter,  
Schuh ohne Sohlen,  
Die Strümpf hat er gestohlen.

Doktor Martin Luther  
Hefft den Rock ohne Futter,  
Steevel ohne Sahle,  
De West hefft a gestahle.

Das folgende aber mag aus ernsthafter Verleumdung hervorgegangen sein:

Doktor Martin Luther  
Schlog sine ohle Mutter  
Mät de Brotack fert Riew,  
D wat schreeg dat ohle Wiew!

<sup>1)</sup> Dunger 112; auch Haupt, Neues Lausitzer Magazin, 45. Bd., 1869, S. 240.

<sup>2)</sup> Freischier, Preussische Volksreime und Volksspiele. Berlin, 1867. Nr. 319. 320. 321. Eine jüngere Abwandlung dieses Spottspruches liegt vor in dem berlinischen:

Kadett, Kadett, Kalbaumenschlucke,  
Hosen ohne Unterfutter,  
Mit'n roten Kragen,  
Haben nischt in Magen.

Bei Brendicke, Berliner Wortschatz zu den Zeiten Kaiser Wilhelms I. Berlin, 1897. S. 64.

Auch an vorreformatorischen Erinnerungen fehlt es nicht; noch spielt man in evangelischen Landen<sup>1)</sup> das Spiel von dem Herrn aus Minive: Hi ha hahnefus, der die jüngste Tochter haben will.

Was will er mit der Tochter machen,  
Er will sie in ein Kloster schaffen;

wo andre Landschaften es hinterher als zeitgemäßer vorziehen, ihr einen Mann zu verschaffen; noch kennt man das Spiel vom Abte:<sup>2)</sup>

Der Abt ist nicht zu Hause,  
Er ist auf einem Schmause.  
Und wenn er wird zu Hause komm,  
So wird er schon geklingelt komm,

und da hat sich anderwärts an Stelle des veralteten Abtes entweder farblos „der Herr,“ „der Vater“ oder gar „der Pieps,“ also ein scherzhafter Schimpfname eingeschlichen, wodurch das Spiel seinen frühern Sinn verloren hat.<sup>3)</sup>

Schließlich sei hier ein nassauischer<sup>4)</sup> Abzählpruch genannt, in dem ein Rest aus noch weiterer Ferne steckt:

Ine mine Tulweblad  
Geschte mit ans heilig Grab?  
Heilig Grab is zugeschlosse,  
Und der Niegel is abgebroche,

also, wie man sieht, aus der Zeit der Kreuzzüge.

Und das wären nun wohl genug deutliche Spuren, nach denen wir vorhin fragten, um an das Altertum heute noch lebender Kinderlieder glauben zu können, Spuren doch wenigstens der letzten vier- bis fünfhundert Jahre deutscher Geschichte. Nach ihnen zu schließen, haben sich dieser Dichtung besonders die Zeiten starker allgemeiner Geistesbewegung, wie allgemeinen Elends eingepägt. Und noch eins leuchtet bei der Mehrzahl unter ihnen ein, daß die Kinder nämlich sie nicht selber hervorgebracht, sondern von den Alten gelernt oder aufgeschnappt haben müssen. Wie aber, wenn es sich nun wahrscheinlich machen ließe, daß diese Verschen in den betreffenden Zeiten nicht etwa neu erfunden, sondern nur umgewandelt worden wären, also Vorläufer gehabt hätten, vielleicht ururalte, die rückwärts wieder, wer weiß, wie oft schon ähnliche Erneuerungen erfahren haben könnten? Nun, der Leser wird beim Heckerliedchen „Vögele, Vögele flieg, der Hecker ist im Krieg“ schon selbst bemerkt haben, woraus das sich entpuppt hat, nämlich aus dem allbekanntem, nur gerade in Schwaben vergessenen Maitäferliede:

Maitäfer flieg,  
Der Vater ist im Krieg.  
Die Mutter ist in Pommerland,  
Pommerland ist abgebrannt.

Und beim Abtspiele ist nicht umsonst oben die abweichende Fassung: „der Pieps oder der Herr ist nicht zu Hause“ hinzugesetzt. Denn im Erzgebirge und in Ostpreußen, wo dies üblich ist, kann man gar nicht ahnen, in wie ferne Vergangenheit das Spiel reicht, daß es ein Verhältnis zwischen Abt und Mönchen scherzhaft ab-

<sup>1)</sup> Überall; z. B. Simrock 903. Firmenich I, 398.

<sup>2)</sup> Dunger 349.

<sup>3)</sup> Müller, Volkslieder aus dem Erzgebirge. Annaberg, 1883, S. 201, 16. Peter 10, 17. Frischbier 662.

<sup>4)</sup> Kehrlein 116<sup>5</sup>.

schildert, wie es ähnlich etwa Gustav Freytag im Nest der Zaunkönige aus dem Kloster des heiligen Wigbert zu Herzfeld zu erzählen weiß. Ebenso könnten wir fragen, wem wohl die angeführten Schmähworte gegolten haben mögen, bevor ein böswilliger Einfall sie auf die Person Luthers übertrug. Aber statt die schon angeführten Verschen zu wiederholen, wollen wir uns lieber zu einem andern Beispiel wenden. Es hat den Vorzug, uns wohl allgemein in irgend einer Fassung bekannt zu sein.

Lott ist tot, Lott ist tot,  
Zulchen liegt im Sterben,  
Hannchen kommt, Hannchen kommt  
Und will alles erben.

Nicht eben ein zartfünniges Familienbild, doch lassen wir uns das einmal nicht verdrießen. Dieses ehemalige Tanzlied Erwachsener ist hundertmal umgestaltet worden, teils freier:<sup>1)</sup>

Schlacht a Böt, schlacht a Böt,  
Lott d'Zighe läsa.  
Ich hao kü Gätb, ich hao kü Gätb,  
Fläsch kaon ich kaes kafa —

teils in engerm Anschlusse, nur mit anderm Scherze:<sup>2)</sup>

DLott is krank, DLott is krank,  
DLotte laid aim Bätte;  
Swaer ni krank, swaer ni krank,  
Wän s'ang Kaffe hätte,

so übrigens nicht etwa in Kaffeesachsen, sondern im österreichischen Schlesien zu Hause.

Im sächsischen Erzgebirge<sup>3)</sup> dagegen mit einem noch drolligern Einfall zum Schluß:

De Lott is tut, de Lott is tut,  
Draußn liegt s'in Stüwl (= Stübchen).  
Un wennr sogt, de Lott is tut,  
Do nimmt sies a noch iwł.

Neumodischer als diese Schlumperliedchen, die sich die Kinderwelt angeeignet hat, kann doch kaum etwas klingen, etwa von Couplets abgesehen. Darum habe ich ohne Verwunderung darunter vor kurzem in einer Sammlung<sup>4)</sup> gelesen: „Soll um 1850 in Sachsen entstanden sein.“ So zugestuft, vielleicht auch mit seiner bekannten Tanzweise verbunden, mag es meinetwegen um diese Zeit irgendwo in Nord- oder Mitteldeutschland gesungen worden sein, denn diesem Bereiche gehören die bisher erwähnten Fassungen an. Entstanden aber ist es ganz gewiß um diese Zeit nicht erst. Davon wird uns ein Blick nach Süddeutschland überzeugen. Da weiß man nämlich zwar nichts von „de Lott ist tot, de Lott ist tot“ und „Hannchen kommt, Hannchen kommt,“ sondern es heißt:<sup>5)</sup>

Der Lonze kommt, der Lonze kommt,  
Dear wird di lehren tanzen.  
Der Teufel kommt, der Teufel kommt  
Und schoppt di in den Ranzen.

<sup>1)</sup> Peter 65, 160.

<sup>2)</sup> Peter 96, 234; andre Umwandlungen finden sich z. B. bei Wegener 993. Frischbier 955<sup>5</sup>. Firmenich I, 431.

<sup>3)</sup> Müller 168, 141.

<sup>4)</sup> H. Franke a. a. D., S. 33.

<sup>5)</sup> Birkinger, Aus Schwaben I, S. 206.

Und das ist auch kein lustiges Tanzliedchen und ist es nie gewesen, sondern ein Kinderschrecken. Denn der Lonze, von dem hier die Rede ist, ist ein gefürchteter Geist im Schwabenlande zwischen Möhringen und Tuttlingen und ist bei Lebzeiten ein Schatzgräbermeister gewesen. Derselbe Unhold ist aber auch in der Schweiz bekannt, wo für kindliche Obstdiebe ein Drohspruch gilt, der so lautet:<sup>1)</sup>

Gang nit a's Lunzis Dpfelbaum,  
Gang nit a's Lunzis Tanne!  
Er heig en Hesespruch in Sack,  
Er chönt bi ane Banne.

Doch mag der Bösewicht da zu Lande schon einen Teil seines Schreckens abgelegt haben, denn man hat ihn ins Kinderspiel gezogen. Wo anderswo der einen Kreis umwandelnde Knabe warnt:

Dreht euch nicht um,  
Der Klumpack geht um,

da singt er dort:<sup>2)</sup>

Der Lunzi chunt, der Lunzi chunt  
Mit sine lange Füese,  
Ish siebe Johr im Himmel gsi,  
Hät wieder abe müese.

Ganz ähnlich im Elsaß:<sup>3)</sup>

Der Lunzi kummt, der Lunzi kummt,  
Er wurd ball Eine dresse.  
Un wenn er drifft, un wenn er drifft,  
Se drifft er numme 'n Eine! . . .

Abgesehen von diesem letzten Elsaßer Text, der erkennbar mehr an den Spielverlauf angepaßt worden ist, sind wir da plötzlich in einer ganz andern Welt als der von Lott, Zulchen und Hannchen und in einer andern Zeit als ums Jahr 1850. Es ist das Reich des Aberglaubens, wohin der in diesem Falle menschenfeindliche, langfüßige Kobold gehört, mit seinen Zaubersprüchen, seiner Kunst zu bannen, d. h. fest, unbeweglich fest zu machen, was ihm entfliehn möchte, mit seinem sonderbaren oder geheimnisvollen siebenjährigen Aufenthalt im Himmel. Daß dies Fabelwesen in unserm Verschen älteres Heimatrecht hat als die tote Lotte, das bedarf keines Beweises. Nur könnte man wünschen, auch aus Norddeutschland ein Zeugnis für diesen frühern Zustand des Reims zu sehen, am liebsten natürlich das ganze Ding, so ähnlich wie in Schwaben, Schweiz und Elsaß. Das freilich kann ich nicht beibringen, wohl aber Spuren davon, und nach dem, was dazu gehört, sichere Spuren. In einem Städtchen der Halbinsel Wagrien, dem Nachbarlande des Herzogtums Holstein, weiß man<sup>4)</sup> folgendes zu erzählen.

Es soll da in alten Zeiten „en Unnereerdsche,“ d. h. eine aus dem Völkchen unsrer Heinzelmännchen, also auch ein Kobold, aber ein gütiger, jahraus jahrein ihre Milch in einem abgelegnen Hause geholt haben. Da sei eines Abends, als sie eben wieder einmal mit ihrer Kanne abziehen wollte, eine andre Kleine außer Atem angelaufen gekommen mit dem an unser „Lott ist tot, Lott ist tot“ anklingenden Rufe:

Eisch is doet, Eisch is doet.

<sup>1)</sup> Kochholz 852.

<sup>2)</sup> Bei Kochholz, wenn ich nicht irre.

<sup>3)</sup> Firmenich II, 543.

<sup>4)</sup> Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Laucenburg. Kiel, 1842. S. 291, Nr. 398.

Als sie das gehört, sei ihr das Gefäß entfallen, worauf beide auf Nimmerwiedersehen davongegangen seien, schreiend:

Is Gisch doet, is Gisch doet,  
So sünt wy all in groter Noet.

Gewiß ist, wie die ganze Erzählung unvollständig, bruchstückartig erscheint, auch dies Verschen nur ein Rest eines ursprünglich vollständigern Ganzen. Beides wird auch durch die Mannigfaltigkeit der Überlieferung bestätigt.

Ein Wirt, so lautet nämlich eine andre,<sup>1)</sup> dessen Bier immer auffällig früh alle wurde, hatte neues aus der Stadt geholt, und wie er am Jagelberg bei Schleswig vorüberfährt, wo ein Riesengrab ist, hört er ganz jämmerlich darin schreien:

Pingel ist tot, Pingel ist tot.

Erstreckt erzählt ers zu Hause, da kommt ein Unterirdischer aus dem Wirtskeller heraufgesprungen:

Ach, ist Pingel tot, ist Pingel tot,  
So hab ich hier Bier genug geholt.

Endlich noch anderswo in der Nähe kennt man bloß den Vers:

No is Pippe Kong dod, und Pilatje as duad.

Trotz der Verschiedenheit der Namen und der damit verbundenen Sage zeigt doch die Gleichmäßigkeit der Formen wie der Personen deutlich, was hier das Feste und Ältere und was das Wandelbare ist. Die Gestalt des Kobolds bildet das Band mit den süddeutschen Verschen, die Aussage eines Todes das mit den mitteldeutschen, Tonfall aber und Satzform mit beiden. Schade nur, daß es offenbar ein Bruchstück ist, sodaß wir nicht wissen können, ob dieser Gisch oder Pingel trotz seiner andern, gütigen Koboldsart nicht noch andre Merkmale, sei es mit dem schwäbischen Louze oder dem schweizerischen Lunzi gemeinsam gehabt hat.

Sicher ist, daß diese Merkmale — ich will mich dabei aber der Kürze wegen auf den Lunzi beschränken — sich mehrfach ebenfalls in Norddeutschland erhalten haben, z. B. freilich mißbraucht und arg entstellt in dem häßlichen Spruche im Anhaltischen:<sup>2)</sup>

Meine Mutter, die alte,  
Mit ihren stumpen Fuß,  
Is sieben Jahr innen Himmel gewest,  
Hat widder raus gemüßt.  
Is das nich en Dunderweib,  
Daß se nich in Himmel bleib?

Reidhart von Neuenthal, der Bauerndichter des dreizehnten Jahrhunderts, schildert uns oft den garstigen Zank zwischen Mutter und Tochter, wenn diese zum Tanz unter die Dorflinde will und die Alte mit dem Besen es wehrt. Ein solches widerspenstiges Bauernmädchen mag zuerst so im Groll gegen die eifrige Mutter<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Ebenda S. 291, Nr. 399.

<sup>2)</sup> Wegener 1051.

<sup>3)</sup> Auf die Schwiegermutter angewandt bei Frischbier 882 und Wegener 550. Noch anders und bemerkenswert auch durch die in der ersten Zeile bewahrte Übereinstimmung mit dem schweizerischen Spruche ist das von August Schleicher mitgeteilte (Vollständliches aus Sonnenberg. Weimar, 1858. S. 110, 3):

Hons nâm sa niet, Hons nâm sa niet,  
Si hot an krumma Füß.  
Si is drei Jör in Himmel gwâst,  
Hot widdr raus gemüßt.

auf diese die ursprünglich anders gemeinten Verse angewandt haben. Ihre Verbreitung läßt sich auch sonst durch ganz Deutschland verfolgen, aber ich will nur noch eine spaßhafte Verwendung berühren, aus dem Salzburgerischen.<sup>1)</sup> Da antwortet einer auf die Frage, wo er so lange gewesen sei:

Zwöschbn, Zwöschbn Bosöfn,  
Wo bist so long gwösn?  
Bin neumaneunzg Wochn  
En Himl umkrochn.  
Hon gmoant, i wül schlechtn,  
Kint der Engl mit Stechn,  
Haut mi auffö aufn Bugl,  
Daß i übarh Heardt abö kugl.

So kann dem Volke im Laufe langer Zeiten ein Gegenstand des Aberglaubens, des Spiels und schließlich albernen Scherzes werden, unbewußt natürlich, was ehedem einmal Gegenstand seines Glaubens, seiner Furcht oder Verehrung gewesen sein muß. Und so führt uns die Geschichte ein solches Liedchen wie „Vott ist tot“ rückwärts über viele Jahrhunderte bis in die Vorzeit.

Aber bereitwilliger und zuversichtlicher wird man mir wahrscheinlich in so entlegne Vorzeit folgen, wenn der Sprung, den wir machen müssen, nicht so waghalsig weit ist und wir unsern Anlauf nicht wie bei dem zuletzt betrachteten ganz neumodischen Liedchen fast von der Gegenwart nehmen müssen, sondern von einer schon um mehrere Jahrhunderte zurückliegenden Vergangenheit. Diesen Vorteil bietet z. B. folgendes im westlichen Niederdeutschland<sup>2)</sup> bekannte Kinderspiel. Es besteht ganz einfach darin, daß man einen aufrecht gestellten Klotz oder auch den König des Regelspiels mit Knütteln oder den übrigen Regeln beschießt und umzustürzen sucht. Der Name des Spiels und der dazu gehörige Spielreim aber verrät sofort die Zeit, der diese Gestalt des Spiels entsprungen ist. Man nennt nämlich den als Ziel dienenden Gegenstand einen Munk oder Munkel, also Mönch oder Mönchlein, und der zum harmlosen Kinderspiel in eigentümlichem Gegensatz stehende Reim:

Verlapen (verlaufner), verlapen Munkelhund!  
He löpt davon mit Schimp und Schand!  
Wo heet he? (N. N.)  
Da flügt sin Seel in die Höll!

beleuchtet mit grellem Streiflichte den Ingrimm des Volkes über die Entfittlichung der Geistlichen, der im Jahrhundert vor Luther immer wieder mit lauter Stimme, aber vergeblich nach Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern rief.

Dieses Spiel aber hatte schon damals eine lange Geschichte hinter sich, und eine ältere Gestalt davon wird sich ohne weiteres aus folgendem Berichte<sup>3)</sup> ergeben. Nicht weit von Hildesheim liegt ein Dorf Algermissen. Dies war bis ins achtzehnte Jahrhundert zu einer Geldabgabe an die Hildesheimer Domkirche verpflichtet, mit der sich ein merkwürdiger Gebrauch verband. Alljährlich nämlich an bestimmtem Tage mußte ein Bauer des Dorfes einen Klotz von bestimmter Größe in einem Sacke auf den Domhof bringen und dort aufstellen. Dann wurde dieser Klotz von den Schülern mit Mantel und Krone geschmückt und danach mit

<sup>1)</sup> Süß 9, 32.

<sup>2)</sup> Bei Handelmann, Volks- und Kinderspiele aus Schleswig-Holstein. Kiel, 1874. 2. Aufl., Nr. 123.

<sup>3)</sup> J. Grimm, Mythologie 4. Auflage I, 158. II, 653. III, 70.

Stöcken und Steinen beschossen. Es gab ein fröhliches, oft auch sehr ausgelassenes Volksfest, das deshalb späterhin mehrmals unterjagt und schließlich unterdrückt worden ist. Wie in Hildesheim, so ist es ähnlich auch in Halberstadt, wahrscheinlich auch an andern Orten ausgeübt worden. Rückwärts aber ist es uns bis in das dreizehnte Jahrhundert, also den Ausgang der Hohenstaufenzeit bezeugt, und zwar mit einer wertvollen Angabe, aus der zu entnehmen ist, daß man unter den beschossenen Klögen damals natürlich nicht verlaufne Mönche des fünfzehnten Jahrhunderts, sondern — die gestürzten Heidengötter der alten Sachsen verstand. Daher hat man einleuchtend vermutet, jenes Dorf Algermissen werde sich einst durch hartnäckigen Widerstand gegen den Bekehrungseifer der siegreichen Franken hervorgethan haben, und Kaiser Ludwig mag es gewesen sein, der ihm jene Abgabe auferlegte, als er in frommer Fortsetzung des Werkes seines großen Vaters Karl Dom und Bistum Hildesheim gründete und den Starrsinn der Algermissen endlich brach. Ist das Spiel gleichzeitig mit dieser Abgabe erfunden, so wird es von Anfang an dem Zwecke gedient haben, durch eine sinnbildliche Darstellung an den Sturz der alten Götter zu erinnern.

Wenn es aber etwa auch damals nicht neu erfunden, sondern nur eine umgedeutete Fortführung eines noch ältern gewesen sein sollte — nach dem, was wir im Laufe unsrer Betrachtungen schon kennen gelernt haben, keine unwahrscheinliche, sondern eine sehr nahe liegende Vermutung —, könnte dann nicht derselbe Spielvorgang vormals, als die Heidengötter noch in Ehren standen, einen frommen Sinn umschlossen haben? Etwa — ich bekenne, daß das nun freilich ein kühnerer Gedankengang ist — einen Vorgang dargestellt haben aus der alten Göttersage, nämlich den, der uns durch die jüngere Edda als nordisch bekannt ist?<sup>1)</sup> Um Baldur handelt es sich, den geliebtesten Gott. Träume haben ihm gesagt, daß ihm Gefahr drohe. Da beraten die Götter und denken des Lieblings Leben gegen jedes Geschloß zu sichern. Seine Mutter Frigg wird ausgesandt und läßt sich von Feuer und Wasser, Stein und Eisen, von Bäumen und Vögeln, von Schlangen und andern Tieren einen Eid schwören, ihrem Sohne nicht zu schaden. Frohlockend darüber ergößen sich darauf die Götter damit, daß sie ihn vorn in die Versammlung stellen, wo nun einige auf ihn schießen, andre nach ihm hauen, noch andre mit Steinen nach ihm werfen; denn was sie auch thun, nichts kann ihm schaden. Nur der böse Loki ist verdrießlich darüber; er erforscht in andrer Gestalt von Frigg, daß allein die Mistelstaude nicht geschworen habe — sie sei ihr zu jung erschienen zum Eide —, die bricht Loki und veranlaßt den blinden Hödur, der bisher abseits gestanden, damit sich am Spiele zu beteiligen. Der thut's, und tot sinkt Baldur zur Erde. Die Freude aller Götter und Menschen ist dahin, und unermesslich ist der Jammer. Dies der Bericht der Edda.

Der geliebte Gott und sein vielbeweintes Sterben steht im Mittelpunkt des nordischen Heidenglaubens. Daß aber auch unsre deutschen Vorfäter beides mit ihren nordischen Stammesbrüdern gemeinsam geglaubt haben, steht außer Zweifel. Schon das Dasein des Nibelungenliedes bezeugt es, dessen erste Hälfte auch den tückischen Mord eines so Allgeliebten zum Gegenstande hat. Wie nun unsre Vorfäter späterhin die Innigkeit ihres Glaubens an den Gekreuzigten in festlichen Darstellungen seines Leidens und Sterbens, den Passionsspielen, befriedigten, deren Entstehung in die ältesten Zeiten reicht, so mögen sie vordem in noch einfachern Formen den Tod ihres geliebtesten Göttersohnes auch schon in ernstern Spiele dargestellt haben, und

<sup>1)</sup> Die Darstellung nach Gylfaginning 49.

was dann die Bauern von Algermissen im Domhose von Hildesheim zur Strafe für ihren störrischen Sinn alljährlich ansehen mußten, seitdem sie, endlich von der Gewalt fränkischer Waffen gezwungen, zum erstenmale das auferlegte Strafgeld dem Bischof eingebracht hatten, das wäre dann ursprünglich die christliche Verhöhnung eines ihnen ehemals heiligen Spielbrauches gewesen.

Noch ein ähnliches Altertum möchte ich zum Schlusse ausgraben. Gegeben hat es Vorführungen der erwähnten Art in der Heidenzeit, die ersten Anfänge des Dramas, das wissen wir genau. Und wären nicht Ausläufer davon bis auf unsre Tage geblieben, so wüßten wirs zuverlässig genug aus dem Berichte in der Germania des Tacitus. Er sagt, es habe auf einem Eilande des Ozeans ein heiliger Hain gestanden und darin ein Wagen mit einem Tuche verhüllt, einer Göttin geweiht. Zu gewisser Zeit erscheine diese selbst in ihrem Heiligtum. Nur der Priester erkenne ihre Gegenwart, nur er dürfe den Wagen berühren. Dann fahre sie, von Kühen gezogen, von dem Priester ehrfurchtsvoll geleitet, durch das Land. Und allerwärts, wo sie einzuziehen und zu verweilen geruhe, seien frohe Tage und festlicher Schmuck. Offenbar also eine Art dramatischer Vorführung, nur dem Inhalt nach von dem vermuteten Baldurspiele verschieden, das Gegenstück dazu.

Die Frühlingsgotttheit ist es, von der der Römer erfuhr, das erste Grün gewisser Bäume und Sträucher das Zeichen, woran der Priester ihre Gegenwart merkte. Das Fest aber hat die heidnische Zeit überdauert. Nicht den Frühlingsgott zwar, aber den Frühling holte man noch jahrhundertlang ein in festlichem Umzug und begrüßte ihn mit feierlichen Gesängen. Auf diesen ernsthaftern Teil der Feier folgten Tage munterster Fröhlichkeit, Festtage vor allem des jungen Volkes; denn wie Bäume und Äcker, so segnete vormals Göttin oder Gott, so beglückte jetzt der einziehende Frühling in besondrer Weise die jungen Paare der Menschen. Sie gesellten sich darum in dieser Zeit zu einander in Spielen und Reigentänzen. Die sogenannte Dorfpoesie des Mittelalters bezeugt uns das Fortleben dieses Brauches für die Zeit, wo die Minnesänger sangen; in Deutschland weitverbreitete Volksfitten des Mai- oder Pfingstbaums und andre Umzüge sind Reste davon bis heute.

Es wäre zu verwundern, wenn das Kinderlied, das, wie wir gesehen, ein so gutes Gedächtnis hat, nicht auch diese Erinnerung bewahrt hätte. Wir wollen sehen. Wieder trägt das Stück, in dem wir nun den Ausläufer eines altheidnischen Frühlingstanzspiels erkennen wollen, die Spuren so hohen Altertums keineswegs offenkundig an sich. Die Kinder schließen einen Kreis. Eins, der Bauer, steht in der Mitte, ihn umschreiten die andern, im Takte nach der bekannten Melodie: „Was kommt dort von der Höh“ folgendes Lied singend:

1. Herr Bauer, hast du Geld?  
Herr Bauer, hast du schönes Geld,  
Schönes, schönes, schönes Geld,  
Herr Bauer hast du Geld?
2. So nehme (so!) dir ein Weib! usw.
3. So küsse du dein Weib! usw.
4. So schlage du dein Weib! usw.
5. Knie nieder auf die Erd! usw.
6. Steht auf von dieser Erd! usw.
7. Geh wieder (zum Bauer) in den Kreis! usw.,

worauf dieser das erwählte Weib im Stuch läßt und das Spiel von neuem beginnt:

Herr Bauer, hast du Geld usw.

Die Erwählung eines Weibes und die Eheschließung ist der Inhalt des leichtverständlichen Spieles, und beigemischt erscheint eine spöttische Andeutung über häuslichen Zwist in einer solchen bäuerlichen Ehe. Eine etwas veränderte Fassung stellt die allmähliche Ausweitung dieses ländlichen Hausstandes dar. Sie lautet:

1. Der Bauer, der ging ins Holz,  
Der Bauer, der ging ins Holz,  
Der Bauer, der ging ins Kirmesholz,  
Si sa Kirmesholz,  
Der Bauer, der ging ins Holz.
2. Der Bauer nahm sich ein Weib, usw.
3. Das Weib nahm sich ein Kind, usw.
- 4 u. ff. Dies eine Magd, sie einen Knecht, der eine Kuh, usw.

Hier sitzt der Bauer auf einem Fußschemel, und alle aus dem umschreitenden Kreise hineingerufenen setzen sich über einander auf jenen. Der Schluß ist, daß man ihm seinen Sitz unten wegzieht, sodaß nun alles schreitend, lichernd, quiekend durch einander purzelt.

Hier hat also der Scherz die Oberhand. In dieser oder jener Gestalt oder in beiden zuweilen verschmolzen ist Spiel und Lied bezeugt, natürlich mit viel kleinen Abweichungen, von Mitteldeutschland bis ins Preußenland.<sup>1)</sup> Dagegen ist in Münster in Westfalen<sup>2)</sup> der harmlose Scherz umgeschlagen in den geringschätzigen Spott des Städters über den Bauer. Merkwürdig nur und vorläufig unverständlich, daß es dort mit der altertümlichen Feier eines volkstümlichen Festes verknüpft ist.

1. Guden Dag, Buer, in de Stadt!  
Guden Dag, Buer, in de Kiärmisstadt,  
Heiffa vivat Kiärmisstadt. (Der Bauer im Kreise verneigt sich.)
2. O Buer, wat kost ju Heu?  
O Buer, wat kost ju Kiärmisheu,  
Heiffa vivat Kiärmisheu,  
O Buer, wat kost ju Heu?
3. Min Heu, dat kost 'n Kron; usw.
4. O Buer, dat is viel te düer; usw.

Nun mit gewaltsamem Übergange:

5. O Buer, nu söck di ne Frau.
6. Düt is mine leuwe Frau.
7. O Buer, wat ne schöne Frau.
8. O Buer, nu söck din Kind.
9. Düt is min leuwe Kind.
10. O Buer, wat 'n schönst Kind.
11. O Buer, nu söck din Knecht — dann Magd.
16. Nu gieft den Buer en Schup,  
Nu gieft den Buer en Kiärmisshup!

Dann dringen alle auf ihn ein, und er entflieht.

<sup>1)</sup> Die beiden oben gegebenen Fassungen sind die in meiner altenburgischen Heimat üblichen. Andre bei Dunger 348. Fiedler Volksreime und Volkslieder in Anhalt-Deffau. Deffau, 1847) Nr. 89. Müller 203, 19. Frischbier 660. Friedrich Drosiehn (Deutsche Kinderreime. Nach seinem Tode herausgegeben von Volle und Polle. Leipzig, Teubner, 1897) Nr. 291. Et. Volkslieder II, 29. Liederlexikon 602. Gewiß nun auch bei R. Dähnhardt: Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen. I und II. Leipzig, Teubner, 1897/98, was mir jetzt nicht zur Hand ist.

<sup>2)</sup> Josef Weingärtner a. a. D.

So kennen wir das Lied genug, um es nun mit einem andern zu vergleichen und darin auch nur eine andre Gestaltung desselben Stoffes wiederfinden zu können. Diese ist ausschließlich im westlichen Deutschland und den Niederlanden verbreitet und in der gegenwärtigen Verfassung auch ein Spottlied wie das Münstersche. Nur daß der Spott noch schärfer ist und nicht vom Bürger gegen den Bauer gerichtet ist, sondern — doch hören wir es selbst aus dem entsprechenden Spiel in Aube: <sup>1)</sup>

1. Et ging ne Pater langs te Kant (Ufer).  
Heis was (d. h. hei t'was) in de Mai!  
En nohm en Rönneke hei de Hand.  
Heis was in de Mai, Mai, Mai!  
Heis was in de Mai!
2. Och, Rönneke, wilt gei mit min gohn, Heis usw.  
Allwor de möje (schönen) Blümkes stohn? Heis usw.
3. Nou, Pater, spreit ou swarte Rapp (Rutte),  
Allwor de Frau de Boy (Jose) mit lappt. <sup>2)</sup>
4. Pater, gest ou Nonn en Sün (Ruf),  
Det mögt gei (ihr) noch well sekmol duhn.
5. Pater, hört (d. h. hebt) ou Nonn es op,  
En danzt bernit as en Kermespopp!
6. Och, Pater, gei mott scheie (scheiden) gohn,  
Heis was in de Mai!  
Dat Rönneke dat mott blieve stohn.  
Heis was in de Mai, Mai, Mai!  
Heis was in de Mai.

Wie beim Munkelspiel (Mönchsumwerfen) oben giebt sich hier die Spur der Reformationzeit zu erkennen, und wir wundern uns nicht, daß das Lied in dem großen Freiheitskampfe der Niederländer gegen Philipp II. von den Geusen gesungen worden sein soll. <sup>3)</sup> Die Zustände, die der giftige Hohn trifft, spiegeln sich auch sonst in Kinderspiel und -lied. Im schwäbischen Pfänderspiele, Winkel-um, dem anderwärts bekannten Kämmerchen=vermieten entsprechend, ist das Nonnenküssen eine der auferlegten Strafen. <sup>4)</sup> Der Gefrahte erscheint als Pater, begehrt eine Nonne zu küssen und muß nun so oft wiederkommen, bis sich eine willig findet. Und überall verbreitet sind ähnliche Spottverse wie der aus Basel: <sup>5)</sup>

Dört unde, dört obe  
Wos Bächeli abe lauft,  
Dört het der Kapuziner  
Si Rutte verkaufet,  
Het d' Schürpli abzoge  
Und's Roster usghängt,  
Hets hete vergeffe,  
Isch de Matli noch'rennt.

Aber daß unser Lied auch von den Geusen und aus jener Zeit herstamme, wie behauptet worden ist, das können wir nach diesen Betrachtungen nicht zugeben.

<sup>1)</sup> Firmenich I, 380; ähnlich noch als „Volkslied“ aus Antwerpen III, 679 und aus Brabant III, 660.

<sup>2)</sup> Dafür in der niederländischen Fassung:

door aum heilege Nonn op stap (auftrete).

<sup>3)</sup> Angabe bei Firmenich III, 679.

<sup>4)</sup> Meier 419.

<sup>5)</sup> Basler Kinderreime 47.

Dem kein Zweifel danach, daß der Spott der Niederländer gegen Mönch und Nonne dem Viede ursprünglich ebenso fremd gewesen ist, wie der des Münsterfchen Stadtbürgers gegen den Bauersmann. Er ist ja auch unvereinbar mit der durch Wort und Weise vernehmlich hindurchklingenden hellen Heiterkeit. Noch aber ist deren ursprüngliche Veranlassung in den westdeutschen Fassungen sichtbar und ausgesprochen, der Mai, der Mai. Noch wurde es vor fünfzig Jahren,<sup>1)</sup> vielleicht gilt das bis heute, und ich weiß es nur nicht, in Kleve vom jungen Volke beim Umtanzen des Maibaums gesungen und gespielt, und zwar in derselben Weise wie anderwärts von den Kindern: „Herr Bauer, hast du Geld.“ Der geschlossene Kreis springt im Tanze um den Vater herum, und wenn der gewählt hat und dann die beiden bei der dritten Strophe niedergekniet sind, um sich dem Gebote der vierten folgsam zu küssen und sechsmal den Fuß zu wiederholen, dann wird das von den Tanzenden mit lautschallendem Jubel begleitet.

Denken wir uns nur an die Stelle des Paters und der, wie es im Niederländischen besonders giftig heißt, „heiligen Nonne“ ein rechtschaffnes, unschuldiges Pärchen — noch lebt in der niederländischen Überlieferung die Erinnerung daran in den zärtlichen Worten der ersten Strophe: „er nahm sein süßes Lieb bei der Hand“ —, dann haben wir eins von den fröhlichen Tanzspielen, das unsre Urvorfahren vor tausend und mehr Jahren übten, wenn der Frühlingsgott auf seinem Wagen oder Schiffe segnend seinen Umzug durch das Land hielt. Und manches unsrer Urelternpaare mag sich bei solchem Spiele zu einander gefunden haben.

In ganz anderm Sinne und Umfange als etwa das Erzeugnis eines schaffenden Dichters haben also die Kinderlieder, hat jedes von ihnen seine Vorgeschichte. Hier wird wenig, ja ich möchte glauben, nichts ganz neu geschaffen, sondern Vorhandnes nur immer wieder anders angewandt. Was die Ausführungen oben zum Beweise dessen beigebracht haben, erstreckt sich freilich auf einen sehr kleinen Bruchteil des großen Gebiets und ist selbst da noch unvollständig, nur eine Auslese aus größerem Vorrat. Allein Vollständigkeit im strengen Sinne würde hier thatfächlich vom Hundertsten zum Tausendsten führen; denn mit gröbern oder feinem Fäden hängt da, buchstäblich genommen, alles unter einander zusammen. Und es gäbe kein Ende. Aber das Dargebotne wird genügen, einerseits zur Prüfung der eben wiederholten Behauptung anzuregen und andererseits die den vorausgehenden Betrachtungen zu Grunde liegende Ansicht zu rechtfertigen. Wie nämlich längst einzelne Kinderlieder für sich zu wertvollen Mitteln wissenschaftlicher Erkenntnis gemacht worden sind, bis auf Rudolf Hildebrand fast ausschließlich auf dem Gebiete des alten Götterglaubens, so kann auch die vergleichende Betrachtung ihrer geschichtlichen Entwicklung für das weite Gebiet der deutschen Volkskunde in mehrfacher Beziehung fruchtbar werden.

Berlin

Oskar Streicher

<sup>1)</sup> Angabe bei Firmenich I, 380.

